

Unverkäufliche Leseprobe



Rory Scarfe
Royally Incorrect

Die besten Sprüche von Philip, Prinz Fettnapf

2018. 127 S., mit 26 Abbildungen

Broschiert.

ISBN 978-3-406-71827-4

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/4285>

C·H·Beck

PAPERBACK

2003 war Prinz Philip auf Staatsbesuch in Nigeria. Der Präsident empfing ihn in der Nationaltracht des Landes, einer aufwändig bestickten Robe mit langen, weiten Ärmeln. Philip aber konstatierte nur: «Sie sehen aus, als wollten Sie schon ins Bett!» Zigtausende Termine im Dienst der Monarchie hat der Herzog von Edinburgh in seinem langen Leben absolviert. Genug Gelegenheit also, die hohe Kunst, meist das Falsche zu sagen, zu hegen und zu pflegen. Verschont hat der Gemahl der Queen mit seinem ungeschützten Humor jenseits aller Korrektheit weder sich noch die Großen und Mächtigen der Welt. Sich selbst hat er einmal als den «erfahrensten Gedenktafel-Enthüller aller Zeiten» bezeichnet. Seine Freimütigkeit abseits des royalen Protokolls hat ihn zu einem Sympathieträger gemacht, dessen Abschied aus dem öffentlichen Leben im Sommer 2017 die Welt mit Wehmut aufgenommen hat. Höchste Zeit für eine Hommage an den ungekrönten König des diplomatischen Fehltritts!

Rory Scarfe ist Literaturagent und arbeitet in London. Er hat diverse Bücher verfasst, darunter *Will and Kate's Big Fat Gypsy Wedding*, das er zusammen mit seinem Bruder geschrieben hat.

Peter Littger ist ein genauer Kenner der Briten und der englischen Sprache. Er ist Autor des Buches *The devil lies in the detail – Lustiges und Lehrreiches über unsere Lieblingsfremdsprache*, das viele Wochen die Bestsellerliste anführte. 2017 erschien die zweite Folge.

Rory Scarfe

Royally Incorrect

*Die besten Sprüche von Philip,
Prinz Fettnapf*

Aus dem Englischen von Christoph Bausum

C.H.Beck

Die Originalausgabe dieses Buches erschien auf Englisch unter dem
Titel:
*Do You Still Throw Spears at Each Other. 90 Years of Glorious Gaffes
from the Duke*
Copyright © 2011 by Rory Scarfe
Published by arrangement with Simon & Schuster UK Ltd., London
WC1X 8HB, England

Mit 26 Abbildungen

Für die deutsche Ausgabe:
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2018
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik und Typografie, Christian Otto
Umschlagabbildung: Prinz Philip, März 2008, © Jörg Carstensen/
picture-alliance; Shutterstock
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas
Schlück GmbH, 30827 Garbsen
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 71828 1

www.chbeck.de

Inhalt

Der Hofnarr	
Ein Vorwort von Peter Littger	7
Einleitung	23
Der Botschafter	25
Volksnah	47
Der Charmeur	57
Die Dinge beim Namen nennen	65
Berühmt-berüchtigt	79
Philip und die Presse	87
Der grüne Mann	93
Political Correctness	101
Selbstreflexion	113
Einzigartig geistreich	119
Dank	127

Der Hofnarr

Ein Vorwort von Peter Littger

Ein reicher Mann, der alles hat, macht vorlaute Witze. Ein armer Mann, der nichts zu verlieren hat, macht sie auch. Es ist ein glänzender Zufall der Geschichte, dass beide Männer in einer Person zusammengefunden haben. Bühne frei für die Hauptfigur dieses Buches: einen außerordentlich vorlauten Mann, der dafür berühmt ist, seine Frau «Kohlkopf» zu rufen, während er für sich selbst nie viel mehr übrig hatte als Beschreibungen wie «Flüchtling», «Amöbe», «Stänkerer». Oder in den letzten Jahren auch «erfahrenster Gedenktafel-Enthüller aller Zeiten» – «the world's most experienced plaque unveiler».

Wo immer Prinz Philip, Herzog von Edinburgh (gesprochen: «Eddin-bra») aufgetreten ist, durften die Untertanen mit flotten Sprüchen, großen Frechheiten und kleinen Anzüglichkeiten rechnen. Regelmäßig ist er in seinem langen Leben in genauso viele Fettnäpfchen getreten, wie ihm herrliche Pointen gelungen sind. Und weil er weder jemals Macht besaß noch in irgendeiner anderen Weise von der Verfassung mit Bedeutung bekleidet wurde, hat er in vielen Menschen geradezu den heimlichen Wunsch erregt, er möge sich nicht ans Protokoll halten, das der Hofstaat seiner Frau auferlegt hat. So entstand eine Arbeitsteilung, an die sich das Volk früh gewöhnt

hat: Königin Elizabeth II. ist die Mutter, ihr Prinzgemahl der Flegel der Nation.

Ein Schuft, wer Böses dabei denkt, dass dieser Scherzkeks ausgerechnet auf dem Beifahrersitz der englischen Krone Platz genommen hat. Schon seit langem frage ich mich, ob vielleicht die Vita des am 10. Juni 1921 auf der Insel Korfu als Prinz von Griechenland Geborenen Hinweise darauf offenbart, wie er zu dieser Überfigur der Situationskomik, des Spotts, der Zoten und sogar der Majestätsbeleidigung werden konnte. Was mir von vorneherein offensichtlich erscheint, sind seine andauernden Gratwanderungen: zwischen Plumpheit und Scharfsinn, zwischen Kalauern, Sottisen und bestechenden Weisheiten. Seine eigene Frau bekam seine Flapsigkeit sogar am 2. Juni 1953 zu spüren: am großen Tag ihrer Krönung. Die Szene soll sich im Palast zugetragen haben, als der Fotograf Cecil Beaton an seiner Kamera fummelte, während die frisch gekrönte Regentin die Last der Krone des heiligen Edward auf ihrem Kopf spürte. Plötzlich musste sie im Beisein Dritter auch noch die Neckerei ihres Mannes ertragen: «Woher hast du denn diesen Hut?»

Die Sticheleien, die in über sechs Jahrzehnten folgten, hat Martin Charteris, ein Privatsekretär der Königin, einmal damit entschuldigt, Philip sei der einzige Mensch auf Erden, der mit und über Elizabeth reden könne, als sei sie eine ganz gewöhnliche Person. Auf die meisten Briten, die sich nach familiärer Ungezwungenheit sehnen, muss allein schon diese Feststellung sympathisch und beruhigend gewirkt haben. Schließlich gab sie ihnen die Gewissheit, dass trotz aller auserwählten Andersartigkeit echte Menschen an der Spitze des Staates stehen.

Dass sich Philip darüber hinaus mit Frauen auszukennen scheint, wusste das Volk ebenfalls zu schätzen – solange nur keine schlüpfrigen Details an die Öffentlichkeit drangen. Dafür teilte Philip gerne kleine Lebensweisheiten wie diese: «Wenn ein Mann seiner Frau die Autotür öffnet, kann das zweierlei bedeuten: Entweder es ist eine neue Frau oder ein neues Auto.» Noch weiser klang die Generalklausel, die er einmal verkündete, um alle Gerüchte über Frauengeschichten für null und nichtig zu erklären: «Wie kann ich der Königin je untreu werden? Sie könnte doch nie mit gleicher Münze zurückzahlen.»

Wir werden wohl niemals erfahren, welche Provokationen die Monarchin seitens ihres Gatten wirklich getroffen haben. Doch sicherheitshalber hat sich Philip 1997 für alles, was bis dahin war, wenigstens ein bisschen entschuldigt. Über den Erfolg seiner Ehe erklärte er: «Toleranz ist eine wesentliche Zutat ... und Sie können mir glauben, die Queen verfügt über Toleranz im Überfluss.» Aufmerksame Lauscher haben berichtet, dass Ihre, oder besser gesagt: seine Majestät darüber hinaus ein Notfallrepertoire von genau zwei Sätzen besitzt, um ihrem Prinzen die Grenzen ihrer Toleranz aufzuzeigen: «Halt den Mund.» Und: «Komm mal mit. Ich zeig dir was.»

Ganz egal, wie «not amused» oder vielleicht doch amüsiert die Königin zuweilen gewesen ist – für die Briten gilt, dass sie verbale Schnitzer lieben. Oder sollen wir sie «Ausrutscher» nennen? «Patzer»? Tritte ins «Fettnäpfchen»? «Fauxpas»? Im Deutschen haben diese Begriffe oft einen abwertenden Unterton, im Sinne einer Geschmacklosigkeit. Für den britischen Geschmack hingegen können die «quips» und «solecisms», die «slips» und «gaffes», «blunders», «bloopers» oder «clangers»

so daneben wie geistreich sein. Es sind die Momente, in denen wir Deutschen uns das Maul verbrennen, während die Briten nur den Fuß in den Mund nehmen – und ihn danach einfach wieder rausziehen können: «He puts his foot in his mouth», sagen sie. Oder ganz einfach: «He puts his foot in it.» Der Begriff, den Philip selbst 1960 dafür geprägt haben soll: «donto-pedalogy».

Genau dies ist Voraussetzung des skurrilen britischen Humors: dass man sich so sarkastisch und augenzwinkernd über andere äußert, wie man dazu auch in eigener Angelegenheit bereit sein sollte, selbst wenn die Selbstironie in Selbstzerfleischung mündet. Im Englischen wird das als «self-deprecation» beschrieben: sich selbst klein machen zu können, während man zugleich über die Welt und die Menschheit herzieht. 1988 formulierte Philip ein Musterbeispiel: «Falls ich wiedergeboren werde, würde ich gerne als tödliches Virus erscheinen, um etwas zur Bewältigung der Überbevölkerung beizutragen.»

Aus dem Fernsehen kennen wir diesen Humor seit Jahrzehnten: von Freddie Frinton als James in *Dinner for One* (einer Sendung, die bekanntlich kaum ein Brite kennt), von Rowan Atkinson als Mr Bean (selbst wenn er meistens nur Gesten sprechen lässt), von John Cleese als Basil Fawlty im schäbigen Hotel *Fawlty Towers* oder mit seinen Kollegen in den vielen Filmen von Monty Python. Oder denken wir an Stephen Fry, David Mitchell, Ricky Gervais ... Erst vor wenigen Jahren war es die alte Witwe Violet Crawley, Mutter des Grafen Grantham, die in der Serie *Downton Abbey* zumindest gezeigt hat, wie man andere genüsslich zerfleischt. Unvergesslich, wie sie sich über die Mittelschicht und bürgerliche Erfindungen wie «jobs» und

«weekends» mokiert. Wie sie auf den Hinweis, dass Angestellte auch Menschen seien, antwortet: «Ja, aber vorzugsweise nur an ihren freien Tagen.» Oder wie sie ihren Sohn absichtlich für einen Kellner hält, als er ihr einmal unpassend gekleidet erscheint: «Do you think I might have a drink?» Man kann in ihr geradezu ein weibliches Gegenüber von Philip erblicken.

*

Bei meiner Suche nach möglichen Motiven für Philips Humor hat mir seine Cousine Pamela Hicks liebenswürdig Auskunft erteilt. Sie ist die Tochter seines Onkels «Dickie», der zeitweise auch sein Ziehvater war. 1900 als Prinz Louis von Battenberg geboren, kam er 1979 als Graf Mountbatten von Burma durch ein Attentat ums Leben. Es war dieser Dickie, der Philip überredete, in der königlichen Marine anzuheuern. Er war es auch, der Philip und Elizabeth zusammenbrachte – ein fürstlicher *matchmaker* also. Und er war es, der Philip mit einem feinen Kniff überhaupt erst heiratstauglich – und aus dem armen vorlauten Prinzen den reichen vorlauten Prinzen machte. Doch alles der Reihe nach.

Gemeinsam mit ihrer Schwester Patricia, die im Sommer 2017 verstarb, verbrachte Pamela Mountbatten als Mädchen viele Sommer mit Philip. «Er war ein wunderbarer Cousin und lustiger Spielgefährte, auf den wir uns immer freuten: Er war nämlich nicht die Art Verwandter, mit dem man nichts anfangen kann und der einem nach kurzer Zeit auf die Nerven geht. Er hatte immer witzige Ideen und schon damals den Elan und die frische Brise, die ihn auch später als jungen Mann und Marinesoldaten so anziehend machten.»

Was den aschblonden, athletischen Jungen außerdem auszeichnete, war sein Elternhaus, das es praktisch nicht gab. Ins Gästebuch der Mountbattens, in dem die anderen Besucher zumeist prächtige Residenzen in London oder auf dem Land notierten, schrieb Philip einmal: «No fixed abode!» – «Kein fester Wohnsitz!» Das Ausrufezeichen war ihm offenkundig wichtig. Es verwandelte den Eintrag, der zunächst wirkte wie ein Scherz unter Königskindern, in eine ambivalente Botschaft: Seht her! Ich bin überall und nirgends zuhause. Denkt also nicht, dass ich einer von euch bin. Ich bin anders ...

Und wie anders er war! Sein Onkel Konstantinos I. war 1922 vom Thron in Athen gejagt worden. Und sein Vater Andreas, ein General, entkam nur knapp – und mit Hilfe höchster britischer Intervention – der Exekution, nachdem er bereits zum Tode verurteilt worden war. Die Familie wurde hastig, dank Dickies Beziehungen, auf einem britischen Kriegsschiff außer Landes gebracht – der zweijährige Philip angeblich in einer Orangenkiste. Als Kleinkind lebte er zunächst mit seinen Eltern in Paris, wo Mutter Alice, eine Schwester Dickies und Urenkelin von Königin Victoria, einen griechischen Laden betrieb, in dem sie Stickereien und Bilder verkaufte und in dem der Vater aushalf. Mit sieben Jahren begann für Philip gleichsam das Leben eines Vollwaisen: untergebracht in den Palästen befreundeter Familien und behütet von warmherzigen Verwandten, nachdem sich die Eltern getrennt hatten. Seine Mutter glaubte auf einmal, mit Jesus verheiratet zu sein, und litt überhaupt unter religiösen Wahnvorstellungen. Sie besuchte Nervenheilanstalten in Berlin und der Schweiz, bevor sie zwei Jahre durch Europa irrte und schließlich einem strengen

Schwesternorden beitrug. Der Vater war unterdessen mit mindestens einer Geliebten in eine Ferienwohnung an der Côte d'Azur gezogen.

Thomas Kielinger, deutscher Biograf der Queen, weiß zu berichten, dass Philip zwischen dem achten und dem fünfzehnten Lebensjahr nicht einmal eine Geburtstagskarte von seiner Mutter erhielt. Und als sich die Familie 1937 in Darmstadt wiedersah, war der Anlass äußerst traurig: Philips Schwester Cecilie war mit ihrem Mann, dem Erbgroßherzog von Hessen, und zwei Kindern in einem Flugzeug abgestürzt und wurde nun beerdigt. Philip war mit Onkel Dickie aus England angereist und traf nicht nur die Eltern und seine drei Schwestern, die mit hochrangigen Nationalsozialisten verheiratet waren, sondern auch eine Menge andere uniformierte Trauergäste.

Es war nicht die erste Begegnung mit den Nazis für ihn. Er hatte bereits vor ihnen fliehen müssen, als er im Jahr von Hitlers Machtergreifung das Internat Salem in Süddeutschland besuchte. Ein Verwandter hatte es gegründet, so dass für Philips bedürftigen Vater keine Schulgebühren anfielen. Der Direktor war Kurt Hahn, ein jüdischer Pädagoge, der Philip ins Herz schloss und bis an sein Lebensende mit ihm befreundet blieb. Als Hahn auffiel, dass sich der Junge stets über den Hitlergruß amüsierte, empfahl er der Familie, Philip mit ihm ins Exil nach Schottland gehen zu lassen. Dort gründete Hahn das Internat Gordonstoun, wo Philip 1939 die Schule abschloss.

Es war in den 30er Jahren, als Philip das Selbstbewusstsein und die nonchalante Schlagfertigkeit entwickelte, die ihm bis ins hohe Alter zu eigen geblieben sind. Doch egal, wohin er

kam, war er ein Außenseiter, oder in englischer Sprache: ein «underdog». Für die einen war er das bedürftige Flüchtlingskind, für die anderen ein aristokratischer Schnösel. Die einen wollten ihm helfen, die anderen hielten ihn für einen Schnorrer. Zur Verwirrung aller trug bei, dass er aus dem Süden kam, aber aussah wie ein Wikingerkind aus dem Norden. Und selbst für diejenigen, die wussten, dass sich sein Aussehen mit seinem vollständigen Titel «Prinz von Griechenland und Dänemark» deckte, waren damit längst nicht alle Fragen beantwortet. Schließlich sprach der Junge nicht nur fließend Deutsch, sondern kam auch aus einer Familie mit deutschem Namen: von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg – ganz zu schweigen von seinen beiden Onkeln in SS-Uniformen. Nichts waren die Fragen der Presse, die Philip in seiner zweiten Lebenshälfte oft ertragen musste, gegen die Neugier mancher Mitschüler und Lehrer in Gordonstoun.

Philip verstand schon als Kind, dass er sich oft wehren musste. Die Fähigkeit, mit Worten eine Mauer um sich zu bilden, die keine Unterstellungen und Verletzungen durchlässt, ist deshalb ohne Zweifel ein Produkt seiner elternlosen Jugend. Dass er sich zugleich seiner gelegentlichen Ruppigkeit bewusst war, beweist ein Brief von 1942 an einen Verwandten: «Ich weiß, dass sie niemals viel von mir halten werden. Ich bin unhöflich und ungezogen, und ich mache viele unpassende Bemerkungen, die andere Leute treffen, was mir erst im Nachhinein klar wird. Dann tut es mir immer leid, und ich versuche, die Angelegenheit wieder in Ordnung zu bringen.»

Seitdem haben viele Kommentatoren den Versuch unternommen, das «schillernde Kontrastbild in Philips Charakter»

(Kielinger) zu beschreiben. Der BBC-Journalist Jeremy Paxman schrieb etwa in seinem Buch *On Royalty*: «Sein persönlicher Stil ist eine befremdliche Mischung aus einer etwas schroffen Freundlichkeit und äußerster Geringschätzung: Obwohl er selbst kein Intellektueller ist, kann er Dummköpfe nicht ertragen. Er hat glühende Launen und scheint beinahe pathologisch unfähig zu sein sich zu entschuldigen.» Thomas Kielinger urteilte etwas ausgewogener: «Da mischt sich Bescheidenheit mit Arroganz, optimistische Energie mit kalten Duschen der Abkanzlung. Der Prinzgemahl ist einmal lebenswürdig, dann abweisend, sicher und unsicher, sensibel und unsensibel, warm und überkritisch, gesellig und ein Einzelgänger.»

In den Augen seiner Cousine Pamela ist Philip immer ein großer, lustiger Sympathieträger geblieben. Wer ihn verstehen wolle, müsse sehen, dass er früh gelernt habe, das Eis zu brechen, um zu Menschen vorzudringen. Obwohl das nur ein Teil der Wahrheit sein kann, weil ihm die Absicht – zumindest in späteren Jahren und gegenüber der einfachen Bevölkerung – gelegentlich aufs Heftigste entgleist ist, beschreibt Pamela doch eine wichtige Gabe Philips, die von Anfang an auch im Buckingham Palace zur Kenntnis genommen wurde: Er habe eine ungewöhnlich natürliche und einnehmende Art, das zu sagen, was er denkt. Nicht selten ist aber gerade das in Gesprächen auf ihn zurückgefallen: als Vorwurf, er habe deutsches Blut in den Adern. Eben deswegen vertrage er den Smalltalk nicht und spreche alles direkt aus und an. Andererseits wusste er seine Art auch zu nutzen: als Schlüssel zum Herzen von Prinzessin Elizabeth – und zum Einverständnis

ihres Vaters George VI. (jenes Königs, der uns vor wenigen Jahren im Kino, von Colin Firth dargestellt, als stotternder Monarch begegnet ist).

Dass Philip und Elizabeth nicht aus Zufall aufeinandertrafen, daran hatte Pamelas Vater beharrlich gearbeitet. Er kannte die Anforderungen an einen Ehepartner für eine Thronfolgerin nur zu gut: Um nicht morganatisch, also unstandesgemäß zu sein, hatte der Kandidat aus einem herrschenden Geschlecht zu stammen. Im Fall des heimatlosen Neffen Philip war dies nicht nur zu Beginn des Lebens gegeben, sondern es stellte sich 1935 gewissermaßen wieder ein, als die Griechen Philips Cousin George zu ihrem König machten, der er bis 1947 blieb. Das erste Rendezvous des 18-jährigen Philip und der erst 13-jährigen Elizabeth, das Onkel Dickie 1939 in der Marineakademie in Dartmouth organisierte, sollte sich als sagenhafter Coup erweisen. Salopp könnte man sagen: Dem Onkel gelang mit Hilfe des Neffen einer der größten Treppenwitze der britischen, nein, der deutsch-britischen Geschichte.

Das Urmotiv dafür lag in der stolzen Seele von Louis Mountbatten, die seit Kindheitstagen von Demütigungen seiner Familie überschattet war. Das Geschlecht der Battenbergs war in der Mitte des 19. Jahrhunderts überhaupt nur deshalb entstanden, weil ein neuer Name für Dickies Großvater erforderlich geworden war. Als Prinz von Hessen hatte er sich aus Liebe entschlossen, morganatisch zu heiraten – eine ehemals Bürgerliche. Sein Sohn, Dickies Vater, war dann durch die Steigbügel hochrangiger britischer Verwandter nach England gekommen und hatte eine steile Karriere in der Marine hingelegt. Als «Erster Seelord» auf dem höchsten Posten in der Ma-

rine angekommen, sah er sich allerdings 1914 dem Vorwurf ausgesetzt, Deutscher zu sein, und musste sein Amt niederlegen. In der allgemeinen deutschfeindlichen Stimmung, in der sich der damals regierende König George V. entschloss, seinen deutschen Familiennamen Sachsen-Coburg und Gotha durch die Fantasie Marke «Windsor» zu ersetzen, verwandelten sich auch die Battenbergs 1917 in die Mountbattens.

Philip wurde sich als junger Marinekadett rasch dessen bewusst, was der Onkel im Schilde führte. Zugleich war er stets geplagt von der Sorge, nicht akzeptiert zu werden. Elizabeths Mutter machte keinen Hehl daraus, dass sie gegen den «Hunnen» war. Sollte sich die Prinzessin dennoch für ihn entscheiden – immerhin hatte sie seit ihrem ersten Date sein Foto in ihren Gemächern aufgestellt –, wären die Windsors auf einmal wieder mit einem ziemlich langen deutschen Familiennamen konfrontiert. Und das in dieser Weltlage!

Was lag also näher, als der sich nähernden Blamage mit dem Mädchennamen von Philips Mutter vorzubeugen – Mountbatten. Ein griechisch-dänischer Deutscher war zu ertragen, wenn er nur als «Lieutenant Philip Mountbatten» in die Ehe ging (und wenn seine Schwestern mit ihren Nazi-Anhängen der Hochzeit bitte fernblieben). Onkel Dickie fädelt also erfolgreich ein, was die ganz große standesgemäße Rehabilitierung der Battenbergs werden sollte. Heute heißen alle Nachkommen von Elizabeth II. mit vollständigem Namen Windsor-Mountbatten.

Je ernster die Sache mit Elizabeth wurde, desto mehr belastete Philips Gemüt allerdings eine ganz andere Frage: Was würde er machen, was könnte er noch an ihrer Seite werden,

wenn sie einmal Königin war? Würde seine unerhört natürliche Art Schaden nehmen – und wäre ihm der Weg in die Admiralität versperrt?

Pamela erinnert sich daran, dass diese Gedanken dem Cousin sogar im Schlaf keine Ruhe ließen. Es war im Februar 1952 in Kenia. Die elegante *Sagana Lodge*, die ihm und Elizabeth 1947 zur Hochzeit geschenkt worden war und in der sie für ein paar Tage wohnten, bot gute Voraussetzungen für Entspannung und Ruhe mitten in der Wildnis. Doch Philip hatte einen Traum, der ihm einen Ausblick auf sein weiteres Leben gab. Einen Albtraum – oder in den Worten, die er selbst dafür wahrscheinlich gewählt hätte: «A ghastly nightmare». Er saß auf der Rückbank einer offenen Limousine, die nie anhielt, sondern immerzu fuhr. Menschen säumten den Straßenrand und bewarfen ihn mit Rosen, deren Dornen er im Gesicht und an den Armen spürte. Er musste winken. Winken. Und immer wieder: winken. Und als er am nächsten Morgen aufwachte, hing der Arm, mit dem er gewinkt hatte, aus dem Bett und war eiskalt.

Beim Frühstück vertraute Philip die Tantalusqualen der Nacht seiner Cousine an – sie war als Hofdame mitgereist. Wenn ihre Erinnerungen sie nicht täuschen, dann gibt die Geschichte viel von den Selbstzweifeln, der Beklemmung und den Ängsten preis, die den damals 30-jährigen Herzog plagten. Wie Tantalus, der sich in Hades' Unterwelt nach Wasser und Früchten streckt und beides nie erreicht, weil er wie angewurzelt an einem Fleck steht, kämpfte auch Philips Unterbewusstsein gegen den Verlust seiner Autonomie. Im Fond des Autos, in das ihn der Traum befördert hatte, war er schon nicht

mehr Herr seiner selbst. Es war die Furcht eines freien Mannes vor der Unfreiheit und eines Prinzen vor dem goldenen Käfig. Wie einen Seefahrer, der für immer in einem Hafen festsetzt, holte ihn auf einmal die Sorge ein vor dem ewigen Matriarchat seiner Frau. Nicht, dass Philip sie nicht liebte. Cousine Pamela wird nicht müde, das Gegenteil zu erklären: «Sie waren von Anfang an das, was wir im Englischen ein *love match* nennen» – ein Liebespaar. Doch verliebt hatte sich Philip in die Prinzessin Elizabeth, die mit ihm auf diese Reise gegangen war – nicht in die Königin, als welche sie zurückkehren sollte ...

Die Geschichte ist oft erzählt worden: Das Prinzenpaar hatte gerade seine erste *Royal Commonwealth Tour* angetreten, die sie noch nach Australien und Neuseeland führen sollte, da erhielten sie – rund einen Tag verspätet – die fatale Nachricht: Elizabeths Vater war daheim mit nur 56 Jahren verstorben. Auch an diesen Moment erinnert sich Pamela noch genau: «Philip erfuhr es als Erster. Er war dermaßen schockiert, dass er nicht direkt zu seiner Frau ging, sondern sich auf ein Sofa legte, die aufgeschlagene Zeitung auf sein Gesicht fallen ließ und für eine Weile regungslos dalag. Dann ging er in den Garten und sprach mit Elizabeth. Es dauerte sehr lange. Wir beobachteten es hinter den Fenstern. Die beiden liefen langsam über die Wiese, umarmten sich eng und schauten sich immer wieder in die Augen.» Das Paar realisierte, dass es in ein neues Leben geworfen worden war. Und Philip musste sich ganz allein für sich fragen, ob er – wie Tantalus – vielleicht aus Hochmut, Geringschätzung und mangelnder Demut an diesen Punkt gekommen war. Hatte ihn gar der Stolz des Onkels vor den Karren gespannt, in dem er nun festsaß?

Während Prinzessin Elizabeth noch wenige Tage zuvor vorgeschlagen hatte, Philip könne seine Karriere als verdienter Marineoffizier fortsetzen, bestand diese Option unter ihr als Königin nicht mehr. Fortan konnte sie ihm die höchsten Ehrentitel verleihen. Doch eine neue, sinnvolle Lebensaufgabe konnte selbst sie ihm nicht mehr schenken. Ihre neue Rolle machte auch seinen Aktionsrahmen nicht mehr verhandelbar: Den Rest seines Lebens hatte er ein, zwei Schritte hinter ihr oder im besten Fall neben ihr zu verbringen. Das Korsett des «Prinzgemahls» mochte ihm wie eine Demütigung erscheinen, ihm, der einst ein Flüchtling gewesen war und seit seiner frühesten Kindheit immer den Weg in die Freiheit gefunden hatte. Was ihm blieb, war nun, das Beste aus diesen Erfahrungen zu machen. Es war der Punkt, an dem Philip erkannte, dass nur er sich selbst eine neue Rolle geben konnte, neben einer pflichtbesessenen Königin mit ihren oft langweiligen und berechenbaren Aufgaben. Er brauchte eine Position, die ihn glaubwürdig und unverwechselbar machte. Weil dieser Anspruch auch ein Risiko darstellte, handelte er sich bald den Titel «Duke of Hazard» ein.

Damit hat er auch mich schon einmal direkt amüsiert. Es war im Jahr 2000 während der Eröffnung des neuen britischen Botschaftsgebäudes in Berlin. Alle waren förmlich, alle waren freundlich. Und Philip nannte den Bau: «eine riesige Platzverschwendung». Mit solchen Auslassungen hat er gezeigt, dass er das Angepasste, die Konvention, den gewöhnlichen Ablauf verachtet. Oder das *business as usual*, wie die normalen Leute dazu sagen würden. Genau genommen sind es diese Normalbürger, die ihn aufregen, also rund 90 Prozent der Bevölke-

rung, die Mehrheit, der seine Frau als Regentin gefallen und nach dem Mund reden muss. Im Unterschied zu dieser Mehrheit, die «toilet» sagen würde, geht Philip aufs «Klo» – «the loo». In diesem Ausdruck sind sich Aristokraten und Arbeiter näher als der große Rest. Bei Lichte betrachtet ist es also die Mitte der Gesellschaft, von der sich Philip stets ferngehalten hat. Und eben diese Mitte, vertreten durch die bürgerliche Presse, hat er damit stets fasziniert.

Im Theater oder im Film nennt man Philips Nebenrolle übrigens den «Sidekick»: Er ist der Gehilfe der Hauptfigur. Wir erinnern uns an andere Duos: «Watson, geht es Ihnen gut?» «Wieso, Sherlock, sehe ich krank aus?» Ein intelligenter Sidekick darf sich als Stichwortgeber begreifen, wie eben jener Doktor Watson für Sherlock Holmes, Samwis Gamdschie in *Herr der Ringe* für Frodo Beutlin oder Hans-Dietrich Genscher für Helmut Kohl. Ein weniger intelligenter Sidekick ist der «idiot friend», und im dümmsten Fall stehen dann beide andauernd einer Lösung im Weg, so wie Stan und Ollie («Dick und Doof»). Genau genommen war das Philips größtes Berufsrisiko: sich und seine Frau zu öffentlichen Idioten zu degradieren.

Philips Heldin hat über Jahrzehnte hinweg viel Ausdauer, Disziplin und eine beachtliche Konstanz an den Tag gelegt. Ihre immer wiederkehrenden Formen – und Farben – haben die Königin erwartbar gemacht. Ihre Verlässlichkeit und Gleichförmigkeit waren Ausweis ihrer Begabung für die große Lebensaufgabe als Monarchin. Es lag im Interesse des Volks und ist zugleich das Erstaunlichste an dieser Frau, dass sie offenbar ein Leben ohne allzu dunkle und helle Momente gelebt hat. Sie selbst ist das genaue Gegenteil einer Drama-Queen.

Mit wieviel Drama Philip diese Lücke gefüllt hat, wissen wir nicht. Aber er hat mit seinen Worten stets angedeutet und in den Bereich des Möglichen gerückt, dass er zumindest ein bisschen Drama-Prinz sein wollte. Er war es schließlich, schon lange bevor er Elizabeth kennenlernte. Spätestens in der Nacht in Kenia verstand er zudem, dass er sich nicht einfach neben seine Frau setzen konnte, um ihr Verhalten zu duplizieren. Vielleicht spürte er schon damals, dass sie als Königin erst richtig würde strahlen können, wenn es ihm gelänge sich abzusetzen. Cousine Pamela hat Recht: Zu Philips Aufgaben zählte es auch stets, das Eis zu brechen. Es waren seine Lebenserfahrung und seine Selbstachtung, die ihn dazu befähigten. Und die Liebe zu seiner Frau. Mit seinen Witzen hat er sie menschlicher gemacht – ohne sie zu entzaubern.

Seine Komik wirkte befreiend, und zumindest das war Philips dramaturgischer Beitrag zur Geschichte. Er war der perfekte Hofnarr im zweiten Elisabethanischen Zeitalter und der erste in der Geschichte, der bis ans Ende mit der Königin verheiratet war, ohne dass man ihn einen Kopf kürzer gemacht hat. «Wenn ich in der Marine geblieben wäre», sagte Philip einmal in einem Interview, «dann wäre ich vielleicht zum Admiral aufgestiegen. Aber ich hätte niemals all das tun können, was ich gemacht habe und was mir nicht aufgrund meiner Persönlichkeit, sondern meiner außergewöhnlichen Stellung gestattet wurde.»

Persönlichkeit oder Stellung? Zufall oder nicht? Wir dürfen auf jeden Fall festhalten, dass auch der Hofnarr Spaß an seiner eigenen Geschichte hatte.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de